Nr. 217. 36. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 30. April 1907

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Biedermänner.

„Schönwerder ist hin, Schönwerder ist fort, Schönwerder, der fromme, der züchtige Ort," so können heute die Deutschen der Ostmark nach der Melodie des Rodensteiners singen. Ob es sich mit Gerspenz, Pfaffenbeerfurt und dem treuen Reichesheim, den drei Dörfern des Herrn v. Rodenstein, an landschaftlicher Schönheit vergleichen läßt, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber für das Deutschtum in der Ostmark war es wichtig.

Schönwerder liegt im Reichstagswahlkreise Wirsitz-Schubin, um den seit Jahrzehnten zwischen Deutschen und Polen gekämpft wird. Bis zum Jahre 1893 befand sich der Wahlkreis größtenteils in deutschen Händen. 1898 ging er an die Polen verloren. Herr v. Czarlinski hat ihn seither zu behaupten gewußt. Aber die Entscheidung hing immer von wenigen Stimmen ab. Im Jahre 1903 standen 10,459 deutsche gegen 11,783 polnische Stimmen; bei den letzten Wahlen im Januar d. J. brachte es der konservative deutsche Kandidat sogar auf 11,051 Stimmen; der Pole siegte zwar mit 11,912 Stimmen, aber man sieht, daß es nur einer kleinen Verschiebung in der Zusammensetzung des Kreises bedurft hätte, um den Wahlkreis dem Deutschtum zurückzugewinnen. Da macht ein Gut von mehr als dreihundert Hektar, wie es Schönwerder ist, viel.

Bisher war Schönwerder in den Händen des deutschen Landwirtes Klövekorn, der leider mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatte. Jetzt schaltet dort der polnische Rittergutsbesitzer v. Prendzynski; er wird das Gut halten, denn er hat den „echten Polen" Martin Biedermann hinter sich, der mit 30,000 Mark an der Spitze der Posener Steuerzahler marschiert. Er wird auch dafür sorgen, daß die Stimmen von Schönwerder künftig in die polnische Wagschale fallen. Schönwerder ist hin, Schönwerder ist fort, und der Wahlkreis Wirsitz-Schubin gehört in Zukunft zu den sicheren Domänen des Polentums.

Herr Klövekorn ist nicht bloß ein ehrenwerter Mann, sondern auch ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle. Er gerät außer sich, wenn ihm die Zumutung gestellt wird, sein Gut, das er aus irgendeinem Grunde nicht mehr halten kann, an einen Polen zu verkaufen. (Allerdings mußte er mit Rücksicht auf die Regierung an einen Deutschen verkaufen, weil er sonst die Aussicht auf die Pacht einer Regierungsdomäne in Ostpreußen verlor.) Er schimpfte deshalb auch über die drei Polen Sura, Springer und Reyslowski, die ihm 350,000 Mark für sein Gut boten. (Allerdings erklärte Klövekorn dem Biedermann: „An die drei Polen verkaufe ich das Gut nicht; die Lumpenkerle haben ja doch kein Geld".) Er brachte dem Herrn v. Riesen das „große Opfer" und ließ ihm sein Gut um 25,000 Mark billiger. (Allerdings blühte das Gesicht Klövekorns förmlich auf, als er Biedermann traf.) Er hätte an Herrn v. Riesen das Gut für 325,000 Mark nicht gegeben, wenn er von ihm nicht das Ehrenwort erhalten hätte, daß Herr v. Riesen Deutscher sei und das Gut selbst bewirtschaften wolle. (Allerdings hätte Herr Klövekorn das Gut auch an Herrn Biedermann verkauft, obgleich er Pole war: „denn er bot doch 5000 Mark mehr.")

Herr Klövekorn ist, wie man sieht, einer von jenen Deutschen, die auch anders können. Für dreißig Silberlinge ist er nicht zu haben, aber wenn er 5000 Mark mehr bekommen kann, dann revidiert er seine Grundsätze. Wir sind milde und sagen: das Verhalten Klövekorns ist menschlich, allzu menschlich. Aber Pioniere der nationalen Kultur schnitzt man aus solchem Holze nicht.

Immerhin, Klövekorn war im Druck; er konnte Schönwerder nicht halten. Daß er es lieber an einen Deutschen als an einen Polen verkauft hätte, glauben wir ihm ohne weiteres. Er war nur schwach. Die Strohmänner des Martin Biedermann erregen physischen Ekel. Sie spreizen sich mit ihrem urdeutschen Namen, mit ihrem Adel, um das Deutschtum besser an das Polentum verraten zu können. Für diese Herren Major Hinze, v. Berger, v. Rabe, v. Lengerke, v. Thielen gibt es keinen parlamentarischen Ausdruck. Man sollte daraus die Folgerung ziehen, daß der erbliche Adel abgetan werden muß. Herr Biedermann, dessen Moral auf einem anderen Blatte steht, hatte diese und ähnliche „Herren" immer an der Hand. „An die brauche ich mich nicht zu wenden, die kommen zu mir!" sagte er selbstbewußt. Das ist widerwärtig.

Auch ein Geistlicher ist unter diesen Strohmännern, der Pfarrer Heßlinger; sein Name klingt nicht eben polnisch. Er will verhüten, daß die Gemeinde in deutsche Hände übergeht. Aus diesem Falle könnte Herr Witting lernen, der kürzlich die Behauptung aufstellte, daß die polnische Bewegung demokratisch und nicht klerikal sei. Nein, sie ist beides, an erster Stelle aber klerikal. Herr Biedermann faßte wohl die Sache ganz richtig auf, als er sagte: Pfarrer Heßlinger ist weder Vermittler, noch Strohmann, er ist Katholik. Katholisch und polnisch ist eben in den Ostmarken identisch, auch wenn der Pfarrer Heßlinger heißt.

Das Schneidemühler Landgericht hat die Angeklagten Biedermann und v. Riesen freigesprochen. Sie konnten des Betruges nicht überwiesen werden. Der Gerichtshof sah keinen Zusammenhang zwischen der Erklärung v. Riesens, er sei Deutscher, und dem Entschluß Klövekorns, sein Gut zu verkaufen. Die öffentliche Meinung wird schwerlich Widerspruch erheben, aber sie wird ihr Urteil in die Worte zusammenfassen: Betrogene Betrüger!

In den Ostmarken wird um Hektare gefeilscht. Kommt ein Rittergut in polnische Hände, dann schreien die Polen Triumph; kommt es in deutsche Hände, dann schießen die Preußen Viktoria. Das ist ein kläglicher Kriegszustand. Das Deutschtum sollte mit der Kultur gehen, dann brauchte es die ostmärkischen Biedermänner nicht zu fürchten. Aber dazu fehlt es in Preußen an freiem Geiste. Und wo es den Kleinkrieg gilt, da war das Polentum immer im Vorteil. Es singt auch jetzt vergnügt den Refrain mit: Schönwerder ist hin, Schönwerder ist fort....

Bebel gegen den Antimilitarismus.

Ein sozialistischer Mitarbeiter des „Matin" hat Bebel über die in Frankreich besonders von dem bekannten Professor Hervé gepredigten antimilitaristischen Ideen interviewt. Der „Matin" hat uns die schriftliche Antwort Bebels zur Verfügung gestellt. Bebel schreibt:

„Die antimilitaristischen Ideen und Agitationen Hervés sind in der deutschen Sozialdemokratie unmöglich.

Die deutsche Sozialdemokratie ist ein entschiedener Gegner des bestehenden Heeressystems, aber sie erachtet eine militärische Organisation in den heute bestehenden Staaten noch solange für nötig, wie nicht in den verschiedenen Kulturstaaten Vereinbarungen und Einrichtungen getroffen sind, die Kriege ein für allemal unmöglich machen.

Solange also noch die Gefahr besteht, daß Kriege möglich sind, muß jeder Staat wenigstens so weit militärisch organisiert sein, daß er einem **Angriffskrieg** begegnen kann und das eigene Land vor Eroberungen durch den Feind zu schützen vermag.

Wenn also die deutsche Sozialdemokratie alle ehrlichen Bestrebungen unterstützt, die darauf gerichtet sind, Kriege zu vermeiden und den Frieden zu sichern, wie zum Beispiel die Errichtung von internationalen Schiedsgerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Staaten, so hält sie doch eine militärische Organisation so lange für nötig, wie die Gefahr eines Krieges vorhanden ist.

Aus diesem Grunde fordert die deutsche Sozialdemokratie in ihrem Programm:

Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit, Volkswehr an Stelle der stehenden Heere.

Würde also ein deutscher Parteigenosse Ansichten und Forderungen propagieren, wie sie von Hervé vertreten werden, so könnte auf Grund unseres Parteiprogrammes die Frage aufgeworfen werden: ob dieser Parteigenosse noch zur Partei gehört.

Die Partei könnte eine Agitation nicht gewähren lassen, die gegen ihr Programm verstößt, die Partei auf das schwerste schädigt und deren Forderungen vom Standpunkt der bestehenden Zustände aus als unausführbar, weil dem eigenen Lande nachteilig, angesehen werden müßten."

Die hier durch Sperrsatz hervorgehobenen Stellen hat Bebel im Manuskript unterstrichen. Unter das Wort „Angriffskrieg" hat er zwei dicke Striche gesetzt.

Berlin und London.

Verschiedene Vorgänge deuten darauf hin, daß gegenwärtig an einer Verständigung und an einer Besserung der Beziehungen zwischen Berlin und London gearbeitet wird. Von gut unterrichteter Seite — der wir freilich die Verantwortung für diese Mitteilung überlassen müssen — wird uns gemeldet, daß der junge **Herzog von Koburg**, der Neffe König Eduards, sich heute mit einer mündlichen Mission nach England begebe. Der Herzog, der soeben von Italien zurückgekehrt ist — wo er auch das Königspaar besucht hat — gilt trotz seiner Jugend für sehr gewandt. Vielfach bemerkt wird auch, daß **Baron Aehrenthal**, der infolge veränderter Reisedispposition nun erst am Mittwoch früh in Berlin eintrifft, in Wien mit dem Londoner Botschafter Grafen Mensdorff konferiert hat. **Graf Mensdorff war angeblich von London nach** Prag berufen worden, wo er zunächst vom Kaiser empfangen wurde, und reiste nach der Audienz nach Wien weiter.

* * *

β London, 30. April. (Privat-Telegramm.) Das Berliner Auswärtige Amt hat den Berliner Korrespondenten der „Daily Mail" zu folgender Erklärung ermächtigt: Die deutsche Regierung verleugnet vollständig die nervöse Unruhe, die sich bezüglich der internationalen Lage in gewissen Teilen des deutschen Volkes und der deutschen Presse bekundet hat. Vom Regierungsstandpunkte ist nicht die kleinste Berechtigung für solche Unruhe vorhanden. Die Regierung kann daher nur die müßigen Bemerkungen hinsichtlich der Unvermeidlichkeit eines Krieges und ähnlicher übertriebener Aeußerungen, die ihren Weg in die Presse gefunden haben, als im höchsten Grade unglücklich ansehen. Die diplomatische Lage, von Berlin aus gesehen, hat keinen Wechsel erlitten, als daß ein solcher Ausbruch des Furor teutonicus verständlich gewesen wäre, wie er sich an verschiedenen Stellen geltend gemacht hat. Deutschlands

Der Bürgermeister von Wien.

Von W. Fred. (Nachdruck verboten.)

Der Bürgermeister von Wien hat lange Wochen sehr schwer krank gelegen, und Tag für Tag sahen viele Tausende nach den Nachrichten über das Leben, das da flackerte, und von dem man manchmal glauben mußte, daß es zu Ende gehe. Diese vielen Tausende aber sind sonderlicherweise nicht nur jene gewesen, die ihm Jahr für Jahr zugejubelt hatten, für die er der „schöne Karl" gewesen war, und die mit ihm politische Meinung und soziale Ansicht, soweit sie überhaupt eine solche hatten, geteilt hatten. Seltsamerweise waren auch jene von dem Lebenskampf, der da vor sich ging, zur Nachdenklichkeit gezwungen, die seine Feinde gewesen waren, die er haßte, gegen die er scharfe Worte der Verachtung gefunden und eine unbeschreiblich heftige, alle menschlichen Beziehungen ergreifende, wenn auch unreine Bewegung einer ganzen Stadt entflammt hatte. Auch für sie, für jene unter ihnen wenigstens, die eines Daseins Linie und Entwickelung zu sehen und begreifen vermögen, war er in diesen Stunden eine österreichische Lebenserscheinung von ungemeiner Merkwürdigkeit. Er war einen raren Weg gegangen und nun lag er da und rang hart und schwer um sein Leben mit jenem, gegen den kluge Worte und ein blitzendes Auge nicht aufkommen können.

Der Bürgermeister. Das ist für Wien mehr als für eine deutsche Stadt. Der Bürgermeister von Wien, das ist nicht bloß ein hoher Verwaltungsbeamter von leicht politischer Färbung wie der Stadtoberste in Berlin oder Köln; er ist mehr. Wenn man jene kleinen Leute fragte, die in ihrer Masse die große Stadt Wien ausmachen, eben jene kleinen Leute, die des Dr. Karl Lueger Anhänger und begeisterte Verehrer durch so viele Jahrzehnte waren, so ist er für sie der Herr von Wien. Ihrem Gefühl und ihrem, nicht durch die Kenntnis der Staatsgrundgesetze angekränkelten Bewußtsein nach, kommt er in der Stufenleiter der Macht gleich nach dem Kaiser. Die kleinen Leute haben ein doppeltes Loyalitätsgefühl, eines für den greisen weißhaarigen Mann, der Monarch ist, und dessen Gesicht sie so oft sahen, und eines für den Bürgermeister. Und das war ja das Merkwürdige und im politischen Ablauf der letzten zwanzig Jahre so Seltsame, daß ihr Erwählter und immer wieder Erwählter, der Kandidat, den die Stadt Wien so lange Zeit vergeblich zum Bürgermeister gefordert hatte, daß der dem Kaiser nicht genehm gewesen war, und daß er erst in vielen Jahren auch ihn hatte bezwingen müssen, wie er die Stadt bezwungen hatte in den 62 Jahren, die er bisher lebte. Denn so, wie die Gegner in der Zeit seiner schweren Erkrankung vieles vergaßen und fast nur die Stärke dieser Menschlichkeit vor den Augen hatten, so wie sogar ein alter Jude neben vielen christlichen Kräutlerinnen in das Rathaus kam, um ein Mittel anzubieten, mit dem man den Kranken zur Gesundung führen könne, so ließ auch der Kaiser, dem man damals die Wahlbestätigung abgerungen hatte, Tag für Tag nach dem Befinden jenes Mannes fragen, der einst sein Widersacher war. Und nicht einer von jener allerloyalsten Opposition.

So begegneten einander an der Schwelle des Krankenzimmers eines Tages der Priester, der die Sterbesakramente brachte und ein kaiserlicher Abgesandter, der dem Bürgermeister eine hohe Auszeichnung ans Bett brachte. Und man erzählt sich, daß der Leidende über den hohen Orden eine große Freude gehabt hat, und man berichtet, daß er seine Getreuen gefragt hat: „Was mögen wohl die Leute dazu sagen, daß ich versehen werde? Daß ich die Sterbesakramente bekomme?" Dieser Zweiundsechzigjährige, der schwer kämpfte, fragte: „Was mögen wohl die Leute sagen?" — — — —

Diese Frage hat seine ganze Existenz bestimmt. Er hat sie sich oft gestellt, bewußt, und sie ist ihm gekommen dumpf und dunkel, weit hinter der Schwelle der Klarheit. Dieses Leben, das zu einer äußeren und einer inneren Höhe geführt hat, wie sie nur wenigen in unserer Zeit vergönnt gewesen ist — denn er gehört ja zu den seltenen Günstlingen, die ihr Leben leben durften, nicht ein durch Fremde, durch ein fremdes Schicksal bestimmtes, die der Weg hinauf nicht vorzeitig erschöpft, wie so viele andere in unserer Epoche — dieses Leben ist bestimmt worden von der Frage nach der Wirkung jeder Handlung. Da war die Grenze seiner Freiheit, und da zugleich die Quelle seiner Macht. Wie ein Schauspieler ...

Auf diese Art hat er sich oft umgeblickt, und seine größte Kunst ist es gewesen, gut zu sehen, eine Minute vorher zu wissen, welche Wirkung sein Tun haben wird. Darum ist er ja auch der große Redner gewesen — einer von denen, die wirklich Redner waren. Er wirkte wahrhaftig nicht durch einen Inhalt, der übermäßig weit und stark war, durch die Kraft einer Idee, die er erfaßte, bevor sie noch die weite Reise zu den anderen Menschen antrat, er wirkte durch die gedrungenen Sätze, die spitz und kantig zwischen den Zähnen hervorkamen, durch die Stimme, die warm sein konnte und dann wieder scharf, verachten, höhnen, spotten, häuseln, „frozzeln" — wie man in Wien sagt — und das Unbewußte, das Innerste seiner Hörer treffen, förmlich in ihr Blut gehen. Er wirkte auf seine Zeit, die nun vorbei ist, er erreichte sein Ziel, weil er die unheimlich guten Augen hatte; jene Augen, die nicht nur die Schwächen des Gegners sahen, sondern auch die geheimen Wünsche der großen Massen erkannten, bevor jene selbst eine Ahnung von ihnen hatten.

Wie dieser Mann sein Leben, das Maß seiner Kräfte, seine Leute, die Zeit und die Stadt, in der er zu handeln hatte, die Weise, die wirken konnte, verstanden hat, das macht das Prachtvolle an seiner Erscheinung aus, und das ist der Grund, weshalb man ihn heute ruhig als eine Erscheinung der Natur, als eine Menschlichkeit mit einer gewissen Freude ansehen kann, selbst wenn man alles jenes weiß, was er in den Tagen, die früher einmal waren, an Häßlichem und Kleinem, Geringem und Elendem getan hat.

Er war eben einer, der mitbaute an der Entwickelung einer Zeit und einer Stadt. Wir werten hier nicht, und können es uns ersparen, nachzufragen, ob seine politischen Meinungen gerecht, ja sogar, ob sie im tiefsten wirklich seine waren; wir schauen uns ein Leben an, das bis zur Höhe gelebt worden ist, und erkennen den seltenen Fall, daß einer nicht nur Politik gemacht hat, um irgendwo anzukommen, sich auf ein Postament zu stellen, oder einer von den vielen gewesen ist, die sich im „Politikmachen" überhaupt verloren haben und bis zur letzten Stunde ihres Lebens immer weiter nur Politik und wieder Politik gemacht haben, und vergessen, daß sie nur ein Mittel, nicht ein Lebensinhalt ist, — hier sehen wir einen Menschen, der einen Weg gegangen ist, der allerdings selten rein war, um dann, oben angelangt, ungehindert und ungehemmt die Macht in seiner starken Hand, etwas Wirkliches schaffen zu können. Denn das hat er getan. Der Demagog wurde im kleinen ein ganz geringer Baumeister Solneß,